

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Freitag, 4. Januar

1929.

(21. Fortsetzung.)

Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Peterßen.

(Nachdruck verboten.)

Roberts, der Unheil ahnte, war an Sperber vorbeigeklüfft und an die Lombank getreten.

„Was wünschen Sie?“ fragte er mit seiner hohen Stimme. „Ich möchte Sie sprechen, Herr Roberts.“

„Ich habe keine Zeit.“

„Quatsch doch nicht!“ rief Sperber. „Keine Zeit! ... Kommen Sie herein, junger Mann; ich möchte Sie nämlich auch sprechen.“

Herbert spürte ein Zittern in den Gliedern; er ertrug die Gegenwart dieses Subjektes kaum noch. Seine Unschlüssigkeit, ob er gehen oder bleiben sollte, fand ihr Ende, als er im Spalt der Kuchentür Theas Kopf erscheinen sah; und so bittend und flehend waren ihre Augen auf ihn gerichtet, daß er, eingedenk seiner Aufgabe, die er übernommen hatte und um derentwillen er schlaflose Nächte hatte, so ruhig wie möglich sagte: „Sie erlauben, Herr Roberts.“ Damit ging er um den Ladentisch herum und betrat das kleine Gemach hinter der Portiere.

„So setzen Sie sich doch, wenn's gefällig ist“, höhnte Sperber.

„Herr Roberts, ich war gestern Abend in der Pension, um mich nach Fräulein Thea zu erkundigen, und erfuhr dann ...“

„Was geht Sie meine Braut an?“ unterbrach ihn Sperber voll Haß.

„Still, Karl“, flüsterte Roberts, der am ganzen Leibe flog.

„... ich erfuhr dann, daß Sie Ihre Adoptivtochter schon wieder geholt hätten.“

Ein endloses Gelächter Sperbers brach sich an den Wänden.

„Adoptivtochter! ... Laß mich reden“, schnauzte er Roberts heftig an, „du kannst ja das Maul nicht auf-tun, wenn's an der Zeit ist, du spielst am Ende auch bloß Theater ... Herr, wie kommen Sie dazu, sich in die Angelegenheit eines Vaters und eines Bräutigams zu mischen? ... Wie kommen Sie dazu?“

Herbert sah, daß er seinem Entschluß, Sperber wie Luft zu behandeln, untreu werden müsse.

„Eines Bräutigams?“ fragte er hochmütig. „Ich weiß nichts davon, daß Fräulein Thea verlobt ist — und sie selbst weiß es auch nicht. Soweit ich sie kenne, wird sie es als eine Beleidigung empfinden, mit Ihnen auf eine Stufe gestellt zu werden.“

Sperber ließ ein Schnaufen hören, das allmählich zu einem Brausen anwuchs.

„Karl“, bettelte Roberts.

„Wacht!“ löste sich da die angejammelte Wit. „Ich werde Ihnen noch zeigen, wo Barthel den Most holt. Solange Sie mit mir auf einer Stufe stehen, wird Thea es auch ... Ja, lächeln Sie nur so von oben herab, Herr Bankmann! Man wird Ihnen bald den Rückzugsmarsch blasen an Ihrer Bank. Einen Tritt wird man Ihnen geben, und Sie können dann froh sein, wenn ich Ihren Gruß überhaupt erwidere.“ Die letzten Worte hatte er förmlich geschrien, die Augen flammten. „Sie haben das Gericht belogen, Sie ... Sie ... Den armen Droege hat man eingespunnt; wer eigentlich sitzen mußte, das sind Sie!“

„Karl“, jammerte Roberts, der händeringend auf und abging.

Herbert war totenblaß geworden. Die Klippe, ging es ihm durch den Sinn, die Sandbank, auf der das Schiff endgültig strandete ...

„Sie haben ausgesagt, Sie kennen den Pelzdieb nicht.“

„Sie sind es“, entgegnete Herbert apathisch.

„Warum haben Sie Ihren Verdacht dem Richter verschwiegen? ... Mit Rücksicht auf mich vielleicht?“

„Hahaha“, glaubten Sie, ich hätte Angst, vor Gericht zu erscheinen und zu beschwören — wohl gemerkt: zu beschwören! —, daß ich von einem Pelz nichts wisse? ... Nein, Thea wollten Sie schonen, obwohl Thea ...“

„Karl!“ rief der Händler mit schriller Stimme, „nun ist es genug. Wenn jemand uns hört!“

Sperber, durch diesen Hinweis wieder zur Besinnung gekommen, horchte genau wie Roberts nach der Ladenseite. Aber alles blieb still; nur die Portiere schien sich leise zu bewegen.

In diesen Minuten glaubte Herbert Godebrecht durch ein tiefes Tal zu wandern. Zu beiden Seiten ragten Schneelawinen, jeden Augenblick bereit, sich loszulösen und unter dumpfem Gepolter das winzige Menschlein zu begraben, und mit ihm seine Hoffnungen, sein Wollen und sein Glück. Ach, noch etwas ungleich Wichtigeres wurde bedroht: Die Ehre. Eine brutale Faust hatte daran gezerrt, und nicht einmal zu Unrecht. Mit dieser nagenden Feststellung erhob sich aber auch der Selbsterhaltungstrieb: ein Haß sprang auf, so wahnsinnig, so verzehrend, daß es vor den Augen rot wurde. Ein Empfinden, das nie zuvor in der Seele Raum gefunden hatte, meldete sich: der kaum zu bändigende Drang, diesen Menschen da niederzuschlagen.

Herbert stand auf. „Ich werde Ihnen zu gegebener Zeit die Quittung über Ihre Frechheit ausstellen“, sagte er, um sich einen erträglichen Abgang zu sichern; ein nicht endenwollendes Gelächter scholl ihm nach.

„Auf Wiedersehen, Herr Kollege!“ rief Sperber, nachdem er sich beruhigt hatte.

Im Laden trat Thea, die gehorcht hatte, auf Herbert zu; ihre Augenlider waren gerötet.

„Herr Godebrecht“, flüsterte sie.

Er sah ihre Not, er erkannte aber auch die Bedeutung, die dies Mädchen weniger auf ihn als auf sein Leben und seine Zukunft ausübte; wie das unentrinnbare Schicksal kam sie ihm vor.

„Sie dürfen hier nicht länger bleiben“, sagte er fast unhörbar, während er an ihrer Seite zur Tür schritt. „Ich selbst darf mich hier nicht wieder sehen lassen — ich darf es nicht“, wiederholte er mit bebender Stimme. „Halten Sie sich bis zu Ihrem Weggang an Schumann und den Sipo, später schreiben Sie mir.“ Er drückte ihr die Hand und verließ das Haus.

„Was hatte der Vümmel Thea noch zu sagen?“ fragte Sperber den Alten, der, unter der Portiere stehend, die kurze Abschiedsszene nicht gestört hatte.

„Ich weiß nicht.“

„Du“, begann der andere nach kurzer Pause schnaufend, „dieser Auftritt hat mir hinsichtlich Theas zu denken gegeben; ich will jetzt wissen, woran ich bin. — Ruf Thea!“

„Thea!“ Es klang unschlüssig genua.

Die Gerufene ließ lange auf sich warten; als sie endlich erschien, stand in ihrem Gesicht ein Zug, der Sperber flüchtig machte.

Thea begann er nach kurzem Schweigen, „ich möchte diesem heimlichen Braut- und Bräutigamszustand ein Ende machen; wir wollen uns öffentlich, vor Gott und der Welt, verloben.“

„Ich bin nicht deine Braut“, kam es ruhig von der Portiere her.

Sperber lachte. „Hier dich nicht, mein Kind. Und die Sache ist zwischen mir und deinem Vater abgemacht, das genügt; komm, gib mir einen Kuß.“ Das junge Mädchen blieb unbeweglich stehen, ihr Gesicht war weiß geworden. „Na, paßt es dir nun bald?“

„Ich bin nicht deine Braut und will nicht deine Frau werden“, lautete die mit fester Stimme gegebene Antwort, „nie, niemals; lieber geh' ich ins Wasser.“

Roberts blinzelte die Unerkrochene wie ein Wunder an, Sperber bekam es wieder mit dem Schnaufen, heftig und in immer kürzeren Intervallen. Und dann zog er sein scharfes Gesicht auf.

„Diebin!“ schrie er, furchtlos im Gesicht.

„Wer hat mich dazu gemacht? ... Du ... Und was ich aus Angst vor dir getan habe, das habe ich wieder gutgemacht. Wenn einer einen Stein auf mich werfen darf, dann ist es Herr Godebrecht, und der hat mir verziehen.“ Es lag in diesem offenen Bekenntnis eine solche Festigkeit, daß Sperber eine Zeitlang schwieg.

„Du willst also nicht?“ knurrte er.

„Nein.“

„Überleg' es dir, Mädchen! ... Oder willst du den Eipo heiraten, he?“

Ein Klammernblick traf ihn. „Wenn ich es täte — dich würde ich zuerst davon benachrichtigen.“

Da sprang Sperber auf. „Frauenzimmer!“ brüllte er. „Ins Rittchen werde ich dich bringen. Hinaus!“

Als er dann mit Roberts allein war, wandte er sich wutschnaubend an diesen:

„Warum hast du deinen väterlichen Einfluß nicht geltend gemacht? Antworte!“

„Aber du hörst doch: sie drohte mit Ins-Wasser-Gehen“, stammelte Roberts.

„So laß sie doch! ... Hast du ein Interesse daran? ... Ist sie dein Kind?“

„Still! ... Ich bitte dich, Karl, sei still! Thea wird sich vielleicht besinnen, wir müssen abwarten.“

Aber Sperber schien in dieser Beziehung keiner Hoffnung mehr Raum zu geben.

„Meinst du vielleicht, ich laufe ihr nach? ... Nein, die Sache ist erledigt. Karl Sperber hat auch seinen Stolz. Er hat das Gymnasium bis zur Untertertia besucht, merk dir das! ... Wir teilen auf, und dann sind wir quitt.“

„Aufteilen? ... Ich verstehe dich nicht, Karl.“

Sperber weidete sich an der maßlosen Angst, die sich auf dem verschrumpelten Gesicht abzeichnete. Unter den dicken Brauen sahen zwei grausame Augen auf den Händler, wahre Mörderaugen.

„Was dein ist, wäre mein gewesen“, sagte er mit Betonung, „wenn Thea meine Frau geworden wäre; nun du deine Zusage gebrochen hast, gehört es mir zur Hälfte. Und verweigerst du es mir, dann ...“

„Was ... was dann?“

„Dann nehme ich es mir.“

Nur das Keuchen des in die Enge Getriebenen war nach dieser Drohung vernehmbar. O, wie verfluchte Roberts den Augenblick, in dem Karl ihn beim Betrachten seiner Juwelen, beim Zählen seiner Banknoten überrascht hatte — genau wie Schumann! Aber das Wertvollste barg die Wand da drüben, und auch im Keller ruhten kostbare Steine, von keinem Lichtstrahl zu blendendem Glanz gewekt; der Geldschrank barg nicht viel.

„Ja, wir werden teilen“, rang es sich endlich von den trockenen Lippen.

„Alles?“

„Alles. Die Steine, die du mir kürzlich gebracht hast, hab' ich gestern verkauft.“

„Du lügst!“

„Ich schwöre es dir. Ich möchte sie nicht länger im Hause haben. Mit Schaden hab' ich sie verkauft müssen.“

Sperber betrachtete das zuckende Gesicht wieder mit seinen Mörderaugen.

„Heute paßt es mir nicht“, entschied er endlich.

„Freitag — Sonnabend ... ja, am Sonnabend komme ich. Und Gnade dir Gott, wenn du mich betrügst.“ —

Als er hinter der Tapetentür verschwunden war, stand Roberts minutenlang unbeweglich da; endlich rief er: „Thea!“ Als sie nicht erschien, ging er durch den Laden bis zur Küchentür; als er sie verschlossen fand, sagte er, sich zum Schlüsseloch hinabneigend, fast bittend: „Du kannst ruhig kommen, Thea — er ist fort.“

Ein Riegel wurde zurückgehoben, ein Schlüssel umgedreht; die Tür öffnete sich und ließ ein vom Weinen gerötetes Gesicht sichtbar werden.

„Was soll ich, Vater?“

„Komm mit.“

Als dann beide in dem kleinen Gemach standen, begann Roberts:

„Du hättest doch nicht so roff sein sollen gegen Karl; nun ist er unser Feind.“

Thea lächelte geringmütig, fast verächtlich. „Mein Feind war er schon immer. Und warum soll er sich noch länger mit Hoffnungen tragen, die nie erfüllt werden können?“ fuhr sie mit steigender Erregung fort, „warum hast du überhaupt solche Hoffnungen in ihm gewekt?“

„Ich?“ fragte der Alte scheinbar verwundert.

„Ja, du, Vater! ... Du selbst hast mir vor einiger Zeit erklärt, es sei dein Wille, daß ich Karl heirate. Du sahest in mir auch wohl nur ein Stück Trödelware, das du nach Gutdünken verkaufen durftest ... Einen eigenen Willen hatte ich ja auch nicht, den hattest du gebrochen oder wenigstens unterdrückt, ich mußte in allem gehorchen, sogar in diesem, und ich hätte es auch getan, wenn nicht ...“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in ein ungehemmtes Weinen aus.

Roberts fühlte sein Blut schwer durch seine Adern rinnen; ihn fror, sodas er seine zitternden Hände bis nahe an den kleinen Ofen brachte.

„Thea“, flüsterte er endlich leise, „was wolltest du eigentlich sagen?“

Sie ließ die Hände sinken. „Das kann ich dir nicht gestehen, Vater ... keinem könnte ich das verraten.“ „Ich weiß jetzt aber, daß ich eine sehr arme Kindheit gehabt habe und seit Mutters Tode von der kleinsten Freude ferngehalten worden bin.“

„Wer hat dich darauf gebracht? ... Sprich!“

Thea lächelte selbstsam. „Meine Augen“, gab sie zur Antwort. „In den wenigen Wochen unter fremden Menschen sind mir die Augen aufgegangen. Ich hatte wohl hin und wieder Verlangen nach der Gildengasse, nach dir ...“

„Auch nach mir?“ unterbrach sie die zitternde Stimme des Alten.

„Ja ... Aber dann gab es wieder Stunden, in denen ich dein Verhalten, dein ganzes Leben und Treiben überhaupt nicht be-riff. Was dann als Wunsch in mir aufstieg, aber wieder unterdrückt wurde, weil ich mir deine eigene Verlassenheit vorstellte, das ist jetzt zu einem festen Entschluß geworden.“

„Was ... was willst du ... damit sagen, Thea?“

„Daß ich fort will zu fremden Leuten.“

„Thea!“

„Ganz einerlei als was“, fuhr das junge Mädchen in fliegender Hast fort. „Ich kann arbeiten und will es, ich will aber auch ein wenig Freude haben.“ Sie wollte noch mehr sagen, schwieg aber, denn von der Straße her wurde ein schwerer, stampfender Schritt vernehmbar; auf dem Mädchenansitz zeigte sich ein weiches, träumerisches Lächeln, während die Züge des alten Mannes vor Angst fast erstarrten.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Paar Schafe.

Von Sandor v. Hegedüs.

(Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei, Wien.)

Der alte Herr Peter konnte im Bezirk nicht genug erzählen, wozu einen vorzüglichen Schäfermeister er hat, es gibt keinen zweiten im ganzen Lande.

Es ist unleugbar, der alte Janos war ein Rassegaar, ein gutgebauter, in Ehren ergrauter alter Mann, der sich unter seinen Schafen so fühlte, als wären diese seine weit-schichtige Familie gewesen, jedes einzelne Schaf hing mit irgend einem unsichtbaren Band an ihm, und wenn er einen Pfiff tat, gehorchten sie wie Kinder den Befehlen der Eltern.

Im Leben des Schäfers gab es einmal ein großes Ereignis: seine einzige Tochter heiratete. Ein Wagner aus dem Ort nahm sie zur Frau und der alte Schäfer machte Hochzeit. Es war dort alles, was das junge Paar benötigte, der alte Janos gab alles, was er besaß, hin, aber er verlangte trotzdem von niemandem etwas, das hätte seine stolze Natur nicht ertragen können, daß er sich vor wem immer erniedrige und um was immer bitte.

Am dritten Tag, als die Hochzeitsfeier zu Ende ging, meldete der Schäfer Janos seinem Herrn: „Zwei Paar Schafe sind in Verlust geraten! Sie sind sicherlich gestohlen worden! Ich kann ihnen nicht auf die Spur kommen!“

Herr Peter wunderte sich sehr über den Fall und er nahm das Gerücht in Anspruch, damit es ihm helfe, die zwei Paar Schafe auszuforschen, denn seit fünfzig Jahren ist es auf seiner Pukta nicht vorgekommen, daß etwas dergleichen verlorengegangen wäre.

Seit fünfzig Jahren war Janos der Schäfermeister bei Herrn Peter und seither ist niemals auch nur ein Tränkeimer auf der Pukta in Verlust geraten. Jetzt, da diese zwei Paar Schafe verschwunden waren, geriet Herr Peter mit Recht in Zorn.

„Der Dieb muß ermittelt werden, wo immer er auch sein mag, nicht wegen der zwei Paar Schafe, sondern wegen des guten Rufes der Pukta und des alten Janos!“

Die Nachforschungen begannen. Gendarmen kamen auf die Pukta und auch der Stuhlrichter selbst kam, um die Untersuchungen zu leiten. Zunächst wurde festgestellt, daß unmittelbar vor dem Diebstahl keine Zigeuner durch die Gegend gezogen waren, und auch keine Marktfahrer. Daraufhin wurden die benachbarten Dörfer durchsucht, von den Schafen war aber keine Spur zu finden. Auch Wanderburschen konnten sie nicht weggetrieben haben, weil man ja sonst die Spuren ihrer Schritte im Boden hätte finden müssen. Auch in den Häusern bekannter Fehler war alles nachforschen vergebens, trotzdem man die Häuser vom Keller bis zum Boden durchstöberte.

Je länger die Nachforschung anhielt, desto größer wurde Herrn Peters Ärger. Anfangs verlangte er als Strafe für den Dieb nur Kerker, dann lebenslangliches Zuchthaus, zum Schluß Galgen und Erschießen, aber vergebens war seine ohnmächtige But, denn es wurde weder von den Schafen noch von den Dieben auch nur die geringste Spur gefunden. Da beschloß Herr Peter, seine eigene Pukta durchsuchen zu lassen, er tut seiner eigenen Dienerschaft die Schande an, sie visitieren zu lassen.

Das war tatsächlich das Letzte, was er tun konnte. Aber der erste Knecht geriet über die Untersuchung in Zorn und er schleuderte dem alten Herrn Peter die Worte ins Gesicht: „Ich diene ehrlich meiner Herrschaft; wodurch habe ich mir diese Untersuchung verdient, wo doch nicht ich meine Tochter verheiratet habe!“

Den Richter überraschten diese Worte.

„Wer hat denn hier Hochzeit gehalten?“

Der Knecht zuckte die Achseln, dann ging er in den Stall, um seine dort rastenden Ochsen einzuspannen. Herr Peter rief dem Knecht zornig noch einige Scheltworte nach, den Richter beruhigte er aber: „Diese Woche hat nämlich die Tochter des Schäfermeisters geheiratet, aber diese Leute fürchten den Schäfermeister.“

Der Richter nahm die Antwort schweigend zur Kenntnis, er durchsuchte die Wohnungen jedes einzelnen Knechtes und als letztes das Haus des Schäfermeisters. Auch der alte Janos war zu Hause und er empfing die Herren mit großer Achtung. Um seinen alten Diener zu beruhigen, erklärte ihm Herr Peter: „Wissen Sie, wir kommen nur deshalb auch zu Ihnen, um die übrige Dienerschaft zu beruhigen, daß wir bei jedem gleichmäßig vorgehen.“

Die Kommission durchsuchte daraufhin die ganze Wohnung und stieg über die Holzleiter hinauf auf den Boden. Als der Richter den Dachboden des Schäfers öffnete, leuchteten ihm schon von weitem die auf einen Balken zum Trocknen aufgehängten vier Schafhäute entgegen.

Die Kommission staunte sehr über den Anblick, am meisten aber wunderte sich Herr Peter. Er wunderte sich nicht nur, sondern verging fast vor Schande, und er hatte das Gefühl, als hätte er selbst die zwei Paar Schafe gestohlen und als hätte man jetzt ihn des Diebstahls überwiesen. In seiner Scham wäre er am liebsten ganz winzig klein zusammengeschrumpft, um durch irgend ein kleines Rattenloch von dort zu verschwinden. Er wendete auch sein Gesicht ab, um dem Richter nicht in die Augen schauen zu müssen. Dieser aber sagte gemüthlich: „Mein Herr, wir haben die zwei Paar Schafe gefunden, und bitte, nun nicht mehr auf die Polizei des Bezirks zu klumpfen, denn wie Sie sehen, findet diese selbst in Ihrer Westentasche, wenn Sie etwas verlieren.“

Herr Peter konnte nicht länger schweigen und er schrie seinen geliebten Schäfermeister an: „Schämen Sie sich nicht die Augen aus dem Kopfe, Janos, so etwas zu machen? Konnten Sie nicht in Ehre sterben, mich mußten Sie beistehen!“

Der Schäfer unterbrach ihn: „Ich hätte es nicht getan, Herr, aber meine Tochter hat geheiratet, ich mußte ein Hochzeitsmahl bestellen, deshalb habe ich die zwei Paar Schafe beiseite geschafft, damit es auf der Hochzeit meiner Tochter Fleisch gebe!“

Diese Antwort machte Herrn Peter noch mehr aufgebracht. „Wenn Sie also Schafe für die Hochzeit brauchen, können Sie es da nicht sagen, ich habe Ihnen auch sonst immer ein Schaf gegeben, Sie hätten es auch jetzt haben können!“

Der Schäfermeister drehte seinen Schnurrbart, dann erwiderte er seinem Herrn: „Ich weiß, Herr, daß Sie mir eins gegeben hätten, aber eines wäre für die Hochzeit zu wenig gewesen, und so frech könnte ich schon doch nicht sein, um auf einmal gleich zwei Paar Schafe zu verlangen.“

Wenn zwei Schlaue sich begegnen...

Von E. Van D'Elzen.

Kisaburo, der in ganz Nagasaki als Geizhals bekannt war, kaufte sich ein Häuschen in der „Straße des goldenen Gewinns“. Gegenüber seinem neuen Heim befand sich das Schimoharas. Dieses war wegen seiner gebratenen Aale, die in einer vorzüglichen Soße serviert wurden, berühmt. Alles, was in Nagasaki zu den Feinschmeckern zählte, traf sich dort. Der Duft des Lederbissens erfüllte die ganze Nachbarschaft.

Noch müde vom Umzug sah Kisaburo auf der Schwelle seines Hauses und sog den Duft in vollen Zügen ein. Plötzlich ging ein Leuchten über sein Gesicht. Die Gelas abstreifend, verschwand er im Innern seiner Wohnung. Als er wieder zum Vorschein kam, hatte er eine Schüssel dampfenden Reises in der Hand. Er kauerte nieder und begann mit seinen Eßstäbchen sich daran zu laben. Nicht umsonst hieß dies die Straße des „goldenen Gewinns“, konnte er ja jetzt täglich zehn Sen an Fisch und Gemüse sparen! Der Geruch, der über die enge Gasse herüber in seine Küstern eindrang, ersetzte ihm alles dies zur Genüge.

Ein Monat war beinahe vergangen. Täglich wiederholte sich der Vorgang. Morgens, mittags und abends sah man Kisaburo seine Mahlzeiten vor seiner Tür verzehren. Schimohara, der ihn schon in früheren Zeiten zu seinem Leidwesen kennen gelernt hatte — mußte er ja mehrmals zu hohen Wucherzinßen Geld von ihm borgen — hatte ihn genau beobachtet. Niemals sah er etwas anderes als Reis in seiner Schüssel. Oft grübelte er darüber nach. Auf einmal kam ihm der Gedanke: der alte Geizhals lebt von meinen Dürften. Das werde ich ihm vertreiben.

Am ersten Tage des nächsten Monats schritt Schimohara über die Straße auf seinen Nachbarn zu, der sich eben wieder an Reis labte und mit Wohlbehagen die aalgeschwängerte Luft einzog. Sich dreimal vor ihm verbeugend, präsentierte er eine quittierte Rechnung. Kisaburo setzte seine Hornbrille auf und las: „15 Yen für gelieferte Aalbrüste.“ Ein freundliches Grinsen verzog sein gelbes Gesicht. Er rief seine Frau und befahl ihr, die Geldkassette zu bringen. Schimohara staunte.

Omatajan erschien mit der Kassette und reichte sie ihrem Mann. Dieser öffnete die Kassette, entnahm ihr einen Beutel mit Silbergen und schüttelte denselben lustig. Dann legte er Beutel und quittierte Rechnung in die Kassette zurück und beauftragte Omatajan, sie wieder an ihren Ort zu bringen. Der Altmann stand mit offenem Munde da. Endlich fand er Worte: „Willst du mich denn nicht bezahlen?“

„O, ja“, erwiderte immer noch lächelnd Kisaburo, „das ist doch schon geschehen. Für deine Aalbrüste bezahlte ich dich mit dem Klingeln meines Geldes.“

* **Schinnerhannes, der rheinisch Rauer-
schelm**, Volksstück von Wilhelm Reuter. (Verlag
Wilko Kall, Montabaur.) Der Schinnerhannes-Stoff ist
bekanntlich in den letzten Jahren mehrfach bearbeitet worden,
er hat durch Zudmavens Schauspiel an Popularität noch
wesentlich gewonnen. Konsequenter als dort ist in dem neu-
erschienenen Volksstück des Nassauischen Heimatdichters
Wilhelm Reuter der Dialekt durchgeführt, der die Wirkung
des Spiels wohl landschaftlich enger umgrenzt, dafür aber
die Volkstümlichkeit und unmittelbare Lebendigkeit steigert.
Das Ganze will weniger ein Drama sein als eine lose Folge
frisch hingeworfener Szenen, die urwüchsig-gesunde Art und
die treffende, mit knappen Strichen gezeichnete Charakterisie-
rung der Personen hinterläßt einen recht günstigen
Eindruck.

* **Herbert Eulenberg: „Auf halbem Wege“**,
Roman. (Verlagsverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Ver-
lag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Herbert Eulen-
berg, bisher vor allem als Dramatiker bekannt und ge-
achtet, gibt mit diesem Buche, das in neuer Auflage erscheint,
einen seiner ersten großen modernen Romane. Mit dichte-
rischem Blick umfaßt er das gesamte Volksleben der Gegen-
wart und deutet den Sinn der heutigen Zeit. Ein kühnes,
souveränes, latfrohes und nachdenkliches Werk, das den
Geist erregt und erfrischt.

* **Walther von Hollander: „Schicksale ge-
bündelt“**, ein Menschenpanorama von heute. (Verlag
Allstein, Berlin.) Das Buch stellt den ganz neuen Versuch
dar, aus Kurzromanen, deren jeder einzeln den Ablauf
eines Menschenlebens schildert, ein Bild von den Abenteuern
des Alltags zu geben. Selbständige Geschichten geben trotz
der Verschiedenheit der Orte, der Verhältnisse, der Figuren,
einen tieferen Zusammenhang, der erschütternd an die
vielen unbekannten Sensationen des täglichen, benachbarten
Lebens mahnt. Vielesicht kennen wir die kleine Näherin
Minnie Pfingst, deren Tagebuch uns hier offenbart wird,
sicher sind wir dem schönen Mädchen begegnet, das ein unbe-
griffenes Schicksal zur Hoteldiebin macht, der Landarzt und
der reiche Mann, der Gutsinspektor und die Komtesse, sie alle
gehören dem Leben an, stehen in der Zeit und oder bleiben
ungenannt bis an ihren Tod. Ohne psychologische Erklä-
rungen und ohne moralischen Beigeschmack, nur aus seiner
tiefen Erkenntnis ihres Wesens und aus seiner Kraft zu
einfacher, sachlicher und doch bewegter Darstellung lehrt sie
uns ein Dichter verstehen.

* **Von Possemuel nach Palermo**. Ein bei-
teres Buch trotz schlechter Zeiten. Von Fritz Lensch.
(Verlag H. M. Hanschild, Bremen.) Eine Sammlung von
kleinen Reisebüchern, die gute Beobachtung und frischen
Humor beweisen. Abenteuer der Fahrt, allerlei zeitgemä-
he moderne Fragen und Ereignisse werden in amüsanten, harm-
los-lustigen Manier behandelt. Auch Wiesbaden und seiner
weiteren Umgebung ist ein Abschnitt gewidmet, man findet
eine recht schmissige Schilderung des Mainzer Karnevals.
Die sichere Erfahrung des Vielgereisten wird in Anschauung
und Urteil überzeugend spürbar, die fröhliche Optimismus
macht das Buch zu einer angenehmen und zugleich an-
regenden Unterhaltungslektüre.

* **Roger Martin du Gard: „Die Thibaults“**
Die Geschichte einer Familie. Roman. (Verlag Paul
Zsolnay, Wien IV.) Dieses großangelegte Werk führt die
hohe Tradition des europäischen Romans fort. Jacques
Thibault und Daniel de Fontaine, beide etwa vierzehn-
jährig, sind Mitschüler und Freunde, und die bedrängte
Sinnlichkeit dieser Freundschaft findet ergreifenden Ausdruck
in den sehnuchsvollen und besinnlichen Briefen, die sie
einander schreiben und die sie in dem „Grauen Heft“ sammeln.
Eines Tages wird ihre überschwengliche Korrespondenz ent-
deckt und verdächtigt, die beiden jungen Menschen fliehen,
werden aber eingeholt und zurückgebracht. Daniels groß-
herzige Mutter verzeiht ihm, Jacques wird jedoch von seinem
despotischen Vater in eine „Besserungsanstalt“ geschickt, wo
sein rebellischer Wille gebrochen werden soll. Sein älterer
Bruder Antoine, der ihn nach einem Jahr besucht, ist über
sein gespenstisch-scheues Wesen so bestürzt, daß er alles
daransetzt, um ihn aus dem Totenhaus zu befreien. Jacques
lebt nun zusammen mit Antoine und gewöhnt sich langsam
wieder an die Freiheit und das Leben. Die Jahre der ent-
scheidenden Reife haben ihn Daniel halb entfremdet: Daniel
ist allzufrüh lebenskundig und sogar zynisch geworden, wäh-

rend Jacques sein innerliches, hochgestimmtes Wesen behaupten
hat. Die „Sommerlichen Tage“ sind allmählich angebrochen,
die Tage des frühen Lebensommers mit ihrer Unruhe und
ihren Schauern, und alle Fragen der Wende, Fragen des
Geistes und der Sinne, bedrängen Jacques. Gegen alle diese
jungen Menschen schalten sich die verschiedenen Vertreter
der älteren Generation ab und vor unseren Augen entsteht
ein großes Bild der Epoche mit ihren Gegensätzen der Welt-
anschauungen und Charaktere, der alten und jungen Gene-
ration, der Religion und der Irreligiosität, der starr despo-
tischen und der human-lebensfreundlichen Jugenderziehung.

* **Willem van Bloten: „Om Gesmach“**. (Del-
phin-Verlag, München.) Der Gesmach stellt in unserer
Zeit eine Macht dar. Er ist unbefruchteter Herrscher auf dem
so ausgedehnten Gebiet der Mode und höchster Wertmaßstab
für die angewandte und vielfach auch für die reine Kunst.
Er ist der Richter, der für Lebens- und Verhaltungsweise des
modernen Menschen oft maßgeblich ist, als moralische
Grundsätze. Jeder, der dem geistigen Leben seiner Zeit ver-
bunden bleiben will und sich dafür verantwortlich fühlt, jeder,
der einen Weg zum Erfolg auf allen Lebensgebieten sucht,
muß sich deshalb mit dem Problem des Geschmacks aus-
einandersetzen. Van Blotens Buch ist ein zuverlässiger
Führer in diesen so wichtigen Fragen, nicht in der Art jener
oberflächlichen Gute-Ton-Bücher, sondern zu den letzten
Gründen der Entwicklung vordringend, geistvoll und fesselnd
geschrieben.

* **Oscar A. S. Schmitz: „Wespenneester“** (Mu-
saron-Verlag, München.) Unter den Titeln: „Der Bankrott
der modernen Persönlichkeit“ und „Die Verwirrung der
Geschlechter“ behandelt der bekannte Kulturphilosoph Oscar
A. S. Schmitz die brennendsten Fragen unserer Zeit. Be-
waffnet mit dem Rüstzeug der neuzeitlichen Tiefenpsycholo-
gie, vertraut mit den letzten Ergebnissen philosophischer
Deutungsversuche, stößt er in die „Wespenneester“ unseres
immer problematischer werdenden Daseins vor. Weit ent-
fernt von dem Pessimismus eines Untergangspropheeten,
ruft Schmitz zur Sammlung auf, die in diesem kritischen
Augenblick unserer kulturellen Entwicklung dem geistigen
Europa not tut.

* **Neudammer Jäger-Lehrbuch**. Leitfaden
der Jagdunde von Geh. Reg.-Rat Dr. phil. A. Strö-
se. Mit 189 Abbildungen im Text und auf 64 Tafeln. (Verlag
J. Neumann, Neudamm.) Das vorliegende Lehrbuch ist
hervorragend geeignet, den jügerischen Nachwuchs gründlich
durchzubilden und auch dem erfahrenen Jäger reiche prak-
tische Ratschläge in allen Zweigen der Jagdunde zu geben.
Für die Auswahl waren einzig und allein die praktischen
Bedürfnisse des neuzeitlichen Jagdbetriebes maßgebend; in
knapper Form vermittelt hier der Verfasser ein Wissen, das
ohne Schwierigkeiten in die Praxis umgesetzt werden kann.
In zehn Abschnitten behandelt er das Wesen des deutschen
Weidwerkes, Erkennungsmerkmale und Einteilung der Jagd-
tiere, den Wildkörper, das Leben des Wildes, die Hege,
Funde- und Schickselwesen, dann Wildabschuß und Wildnutzung.
Auch der erfahrene Jäger wird aus diesem Jäger-Lehrbuch
sein jagdliches Wissen zu Ruh und Frommen des deutschen
Weidwerkes vertiefen.

= **„Die Sängerratung“**. Von Dr. B. Ulrich,
Berlin. (Verlag von Dörfling & Franke, Leipzig.) Wert-
volle Untersuchungen über die richtige Atmung: Es handelt
sich dabei zugleich um eine höchst konzentrierte Verfeinerung
der Stimmbehandlung durch ein entprechendes sinnvolles
Körpertaining. Für Sänger und -lehrer höchst be-
achtenswert!

= **„Klingender Feierabend“**, ein Weg zum
Lauten- und Gitarrenspiel durch Selbstunterricht. Von
E. Wild. Mit reichem Buchschmuck. (Verlag von B. G.
Teubner, Leipzig und Berlin.) Besonders für diejenigen
wertvoll, die sich selbstständig die wichtigsten musikalischen und
technischen Grundbegriffe des Lauten- und Gitarrenspiels
— bis zur Stufe selbstgefundener Liebesbegleitung — aneignen
wollen.

* **„Erd- und Heimatkundliche Schüler-
übungen“**, Heft 2: Erdgeschichtliche Modelle. Eine Ein-
führung in die allgemeine Geologie für reifere Schüler.
1. Teil von Dr. Karl Burk. (Verlag J. F. Schreiber, G.
Lingen a. H.) Der Schüler selbst wird durch den Gebrauch
der in diesem Buch gezeigten Beispiele von vornherein hin-
sichtlich geologischer Voraänge an räumliches, dreidimensio-
nales Denken gewöhnt. Text und Aufgaben sind dabei so
gehalten, daß sie jeder reifere Schüler verstehen kann. Die
sieben vielfarbigen Modellbogen, die dem Heft beigegeben
wurden, bringen Darstellungen einzelner typischer Lagerungs-
verhältnisse.